

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 28

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 28
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
14. Juli
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Sommernacht.

Von Edgar Chappuis.

Die Erde ruht. Der Sonne letzter Schein
Eodert noch rot und löschet dann langsam aus.
Am Bergeshang, da steht mein einsam Haus,
In dem ich mit der Sommernacht allein.
Rings ist es still. Im Walde rauscht der Wind.
Das Bächlein murmelt spielend seinen Sang.
Doch der Natur melod'ischer Feierklang
Verstummt und schlummert wie ein müdes Kind.

Und Schattenhände hüllen alles ein,
Was durch des Tages Lichtflut krank und matt. —
Am Baume regt sich noch ein träumend Blatt . . .
Dann bleib' ich mit der Sommernacht allein.
Sternlichter funkeln über meinem Haupt.
Ich fühl' mich mit dem ew'gen All verwandt.
Und was mir bisher zweifelnd unbekannt,
Nun weitgeöffnet meine Seele glaubt.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 28

Ein paar Monate später.

Johannes, du hast mir gesagt, daß es schöner und größer sei zu lieben, als geliebt zu werden. Aber ruft denn Liebe nicht nach Liebe? Geht denn neben der Liebe nicht die Angst, zu verlieren was man liebt? Diese Angst sieht mich oft mit großen, traurigen Augen an und nickt mir zu. Ich irre mich vielleicht, aber mich dünkt, daß José anders ist als er war. Und Johannes, mich dünkt, daß ich selbst anders bin als ich war. Ich glaube, daß Angst darum neben mir geht, weil ich mich davor fürchte, nicht mehr zu lieben. Mehr noch, als nicht mehr geliebt zu werden. Ich liebe meine Liebe so sehr. Sie darf mir nicht sterben, denn was bliebe mir dann? Das Grauen vor Bellerive, vor Tante Adelines herrischen Augen, vor meiner Mutter Wichtigtuerei. Ich werde schlecht, du siehst es. Wenn du nicht wärst, Johannes, ich glaube, ich käme nie mehr zurück. Die Spinne dort! Immer spinnt sie, immer den gleichen grauen Faden. Alles abgezirkelt, gleichmäßig, heute wie morgen. Und immer zwischen diesen dünnen, entsetzlich starken Fäden leben, das halte ich nicht aus. Rahel.

Zwei Monate später.

Ich weiß nicht, Johannes, ob das überhaupt noch Liebe ist, was mich zu José zieht. Ich kritisiere ihn. Ich sehe Fehler an ihm. Ich lächle, wenn er erzählt und übertreibt. Und er ärgert sich an mir und ist einmal voll Liebe und einmal fast kühl und beinahe abweisend. Was ist das? Ich

verstehe das nicht. Sogar gleichgültig kann mir zumute sein, wenn ich an ihn denke. Aber nur, wenn ich nicht bei ihm bin.

Johannes, ist es selbstverständlich, daß einen ein Mann heiratet, der einen liebt? Ich glaube es. Aber ich habe so vieles geglaubt und habe mich geirrt. Gut ist es, daß ich unter Menschen kam; gut, daß ich Männer kennen lernte; gut, daß ich sehen gelernt habe. Mir scheint, alles war falsch, was ich vom Leben erwartete. Nur die Höhen habe ich gekannt und an sie geglaubt, die Tiefen übersah ich. Konnte sie vielleicht nicht sehen. Ich war ja so blind und bin es noch. José hat oft über mich gelacht: Ich gehöre in einen Glasstrank, hat er gesagt. Oder ich sei schon drin. Zwischen mir und der Liebe sei eine Glasscheibe. Kann man denn mehr lieben als ich geliebt habe? Tante Adeline hat mir oft gesagt, daß Mädchen, die auf sich hielten, sich niemals in Liebesabenteuer einließen. Und das habe ich getan. Darum bedrückt mich das Gewissen so oft. Das heißt, jetzt nicht mehr so oft und nicht so schwer.

Ah, du Guter. Wie muß das alles dich langweilen. Aber ich habe ja niemand sonst. Doch, Tante Ulrike. Ich will doch einmal zu ihr gehen. Vielleicht hilft sie mir herausfinden, was ich gerne wissen möchte. Rahel.

Der Abend rüstete sich. Die Sonne stand tief. Frau Attinger hielt die Hände im Schoß gefaltet und betrachtete ihren Sohn mit der Wehmut einer Mutter, die weiß, daß

nach ihr niemand da ist, der die Hände zwischen das Schicksal und ihr Kind zu halten gewillt ist. Er aber hielt, wie er es immer tat, sein Gesicht dem Licht zugewandt. Ein Brief Rahels lag auf dem Tisch.

„Mutter, Rahel ist nicht mehr glücklich“, sagte er.

„Wie könnte sie, da sie nicht mehr will, was ihre Seele will? Es ist schwer für ein junges Menschenkind, sich da herauszuhelfen.“ „Es wird ihr gelingen“, rief Johannes mit Ueberzeugung. „Sie geht nun ihren Weg allein, nicht mehr am Gängelband.“ „Sie geht in die Irre, scheint mir“, sagte Frau Attinger langsam.

„Nein, Mutter. Sie kann irren, in die Irre geht sie nicht. Und das Leben ist doch kein Gartenweg? Auf glatten Kieswegen gehen nur Puppen spazieren, links, rechts, links, rechts; Puppen, die man aufziehen kann. Rahel muß ihre Erfahrungen machen, sie muß ihr eigen Selbst kennen lernen, sie mag straucheln, sicher aber gelingt ihr das nur im Getriebe, unter fremden Menschen. Wer entwickelt sich denn in einem Kloster, Mutter?“

„Ich weiß nicht“, sagte Frau Attinger. „Mir war sie lieb, so wie sie war.“

„Nicht um uns handelt es sich, nur um sie. Leiden macht nicht liebenswürdig, aber stark und groß. Laß sie nur wiederkommen — und sieh, was aus ihr geworden ist.“

„Wenn sie kommt“, sagte Frau Attinger zweifelnd. „Und wenn sie mit dem Gonzaga fortzieht? Ist das ihr Weg?“

„Nein“, rief Johannes, „niemals. Ich weiß, sie kommt wieder.“

Frau Attinger zweifelte keinen Augenblick daran, daß ihr Sohn recht behalten werde. Sie kannte sein Vermögen, Dinge vorauszuahnen, vorauszuwissen. Nie irrte er sich. Er vermochte so scharf die Gedanken anderer zu lesen, daß er auf Fragen antwortete, die noch gar nicht gestellt worden waren. Er und seine Mutter hatten schon unzählige Male zuerst mit Angst, dann mit Ehrfurcht diese Gabe erprobt.

„Frau Petitpierre ist sehr krank“, begann nach einer Weile Frau Attinger. „Ich sah sie gestern, einem Gespenst gleich. Karoline führte sie. In den letzten Monaten sind ihre kohlschwarzen Haare grau geworden. Ich fürchte sehr für sie. In der Familie ihrer Mutter ist Schwermut.“ Sie schwieg.

Mutwilliges Frühlingswehen jagte draußen die Wolken vor sich hin, die ersten hellgrünen Blätter zitterten bei dem Spiel. Der See lag wie glühende Seide im Feuer der untergehenden Sonne. Das Fenster stand offen. „Es wird Frühling“, sagte Johannes mit einem Ausdruck des Glückes im Gesicht. „Die Luft wirkt erlösend, so recht eigentlich liebevoll.“

„Ach, Guter, wo findest du nicht Liebe. Du strömst sie ja aus“, sagte die Mutter. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Einmal, Johannes, muß ich dir danken, daß du mich so reich gemacht. Durch dich wurde ich gesegnet. Dein Ueberfluß genügte, mich still und zufrieden und mild zu machen. Und ich sehe, daß du glücklich bist — nein, glücklich nicht, das wäre zuviel.“

„Sage ruhig glücklich, Mutter. O Mutter, du dankest mir. Du mir.“ Er nahm ihre Hände und küßte sie, und

streichelte sie. „Du hast mir alles sein müssen, du warst mir das ganze Leben. Durch dich kenne ich es.“

„Johannes“, sagte die alte Frau plötzlich. „Versprich mir, wenn ich sterbe, mir nicht nachzutrauern. Ich kann den Gedanken kaum fassen, dich verlassen zu müssen, dich mir trauernd zu denken ist qualvoll.“

„Ich werde dich nicht verlieren, wenn du stirbst“, sagte Johannes. „Du bleibst in meiner Nähe, ich weiß es. Aber, Mutter, es wäre schön, wenn ich mit dir gehen könnte.“

„Rahel!“ rief Frau Attinger. „Sie wird deiner noch bedürfen.“

„Dann werde ich nicht nutzlos leben“, sagte der Blinde. „Dann meint es Gott gut mit mir.“

Sie redeten nicht weiter. Dunkelheit bemächtigte sich der Erde und umarmte sie mit Kraft. Als die Sterne kamen, saßen Mutter und Sohn noch am offenen Fenster und ließen die laue Luft ihnen Gutes tun. —

Tante Ulrike erwartete Rahel. Es war noch recht früh, und ganze Ströme lauer Frühlingsluft erfüllten das Zimmer, in dem die alte Frau am Fenster saß. Der Reichtum ihres Herzens und ihres Geistes sehnte sich darnach, vergeudet zu werden. Unermeßliche Dankbarkeit erfüllte sie jedesmal, wenn ein junger Mensch bei ihr suchte und von ihr verlangte, was sie durch viel Schmerz erreicht hatte. Sie, die nie in eine Kirche ging, sah jedesmal, wenn dieser Gedanke in ihr lebendig wurde, Christi verklärtes Antlitz vor sich. Sie wartete auch heute mit einer Art Ehrfurcht, denn sie hatte aus den kurzen Worten, die Rahels Brief enthielt, herausgefühlt, daß sie ihrer bedurfte.

Vor ihr stand ein kleines Tischchen aus Mahagoni, schön geschweift, mit roter Marmorplatte. Darauf glänzten zwei silberne Tassen und eine silberne Schale mit hohem Fuß, auf der Konfekt lag. Ulrike unterließ es nie, einer Aussprache auf natürlichste Weise die Wege zu ebnen dadurch, daß sie für das leibliche Wohl ihrer Beichtkinder sorgte. Die Sorge um das seelische fiel ihr dann meist ganz von selbst in den Schoß.

Rahel läutete, trat in den großen Flur mit der alten Uhr, die schwermütig, beinahe seit zwei Jahrhunderten, den vorüberziehenden Menschen die Flüchtigkeit ihres Lebens bewies, und stieg die Treppe hinauf, an einem uralten Bild vorbei, das Christus am Ölberg in gespenstischer Weise aus dem Dunkel leuchten ließ. Den ewig schlafenden Menschen zur Schande, wie Ulrike sagte. Darauf trat sie in Ulrikens Vorzimmer, dessen Wände mit lächelnden Rokokoherren und -damen behängt war, und das Ulrike das „ehrlche“ Zimmer nannte, zweier Bilder zu Ehren, einem Mann und einer Frau, die sich Masken vor das Gesicht hielten und hinter den Masken hervor sich mit grimmigem Haß in die Augen schauten. Endlich öffnete der alte Diener Ulrikens Stube, und der Eindruck von Goldglanz und Heiligkeit, den Rahel schon als kleines Kind in sich aufgenommen, verstärkte sich auch diesmal. Alles flimmerte, alles glänzte, und nichts schien grell oder unecht. Es fügte sich alles in Harmonie zu einem Rahmen, der der Besitzerin Wesen hervorhob.

Rahel wurde es vertrauensvoll und gelöst zumute. Sie warf sich mit einer neuen, ungewohnten warmen Bewegung



Mit der Schweizer Alpenpost auf die Maloja, dem Silsersee entlang.

Ulrike um den Hals und wußte nicht, daß sie Tränen in den Augen hatte und zugleich lachte. Die Frau, deren Mutterarme sie umfaßten, kümmerte sich weder um das eine noch um das andere, sondern führte Rahel zu dem roten lederen Stuhl, der für sie bereitstand, drückte ihr ein Kissen in den Rücken und holte ihr einen perlengestickten Fußschmel.

„Aber Tante Ulrike“, sagte Rahel erschrocken, „das alles sollte ich tun.“

„Sollte? Gar nichts sollst du hier, als dir wohl sein lassen.“

Rahel trank Schokolade und aß Konfekt und vergaß beinahe, daß sie gekommen war, um ihrer bedrückten Seele zu einem Flug ins Weite zu verhelfen. Endlich aber sprach sie, und alles, was sie zu sagen hatte, kam wie von selbst, und fand den Weg zu dem mitfühlenden Herzen Ulrikens. Rahel begann bei den grünen Augen Josés, kam an seiner werbenden, seiner glänzenden und nicht leuchtenden Liebe vorbei, und endete schüchtern bei den tiefsten und bedeutungsvollsten Lebensfragen, wie es Liebeswandlung und Hingabe, Freiheit der Sitte und bestehende Gesetze sind.

Ulrike sah, daß sich da ein Herz verfangen hatte und mit sich selbst nichts mehr anzufangen wußte. Mit allgemeinen Lehren Rahel zu beschwichtigen, fiel ihr nicht ein. Niemand wie sie war sich so im klaren, daß jeder Mensch seine eigene Bahn, seinen vorgezeichneten Weg zu gehen habe. Aber das wuchernde und hemmende Gestrüpp wegräumen, das Angeschwemmte beseitigen, die allzu großen Steine auf dem Wege des Wanderers zu umgehen helfen, das konnte sie mit ihrem leiderfahrenen Herzen und abge-

klärten Geist. Sie glaubte, Rahel mit ihrer eigenen Geschichte besser als mit irgend etwas anderem darauf aufmerksam machen zu können, worauf es ankomme, lehnte sich in ihren Stuhl zurück, faltete die Hände und begann mit ihrer warmen, noch klangvollen Stimme zu erzählen:

„Wir waren acht Geschwister, von denen ich das älteste war. Vater und Mutter stempelten mich schon, noch ehe ich zur Schule ging, zur Kinderhüterin. Wir waren reich, hielten uns einen Diener und Dienstboten. Meine Mutter war aber kränklich und konnte sich der Kleinen nicht annehmen, so fiel mir das Amt zu, sie zu betreuen. Die Schule war mein Höchstes, aber ich mußte zu Hause bleiben, wenn Wäsche war, oder wenn Gäste kamen, oder wenn Vater und Mutter über Land fuhren. Gott sei Dank liebte ich die Kinder, die mich vom Lernen, von den Klavierstunden, die ich leidenschaftlich gerne nahm, und von mancher kindlichen Freude fern hielten, denn sonst hätte ich wohl dazu geführt werden können, sie zu hassen. Daß die Schule und das Lernen mir Bedürfnis war, daß ich jedes Buch, jedes Bildwerk mit Andacht betrachtete, fiel niemand auf. Daß ich sogar einem Leierkastenmann nachließ, um seine Musik zu hören, war keinem ein Zeichen, daß ich darbt. Daß ich die jungen Frühlingsblumen ans Herz drückte, nannte man überspannt, und daß ich in Tränen ausbrach, als ich vom Herzen eines Kälbchens essen sollte, war ein Anlaß für meine Mutter, mich aus der Stube zu schieben um meines albernen Benehmens wegen. Meine Seele suchte angstvoll nach irgend einem Weg, auf dem sie sich hätte ans Licht flüchten können.

Als kleines Kind schon hatte ich unaufhörlich Fragen



Auf dem Klausenpaß. Im Hintergrund das Scheerhorn.

gestellt, von denen wenige beantwortet wurden. Die Antworten dienten dazu, meine Begriffe zu verwirren. Gott, wie man ihn mir formierte, wurde zum alten, etwas grausamen Großvater in violetterm Samtkäppchen. Das große Ereignis des Menschwerdens vertuschte man mit der Geschichte vom Glasbrunnen, aus dem die kleinen Kinder gefischt wurden. Die Liebe hatte in unserm Hause überhaupt keinen Namen, denn von je war, wenn von einer Verlobung oder einer Hochzeit die Rede war, die erste Frage die nach der Familie gewesen, und die zweite die nach dem Geld. Meinem Vater, und durch ihn auch meiner Mutter, kam niemals der Gedanke, daß in einem aufwachsenden Mädchen die spritzende Sehnsucht nach Liebe eine Rolle spielen könnte. Als ich in einer Stunde, in der mir wahrscheinlich das Herz meiner Mutter weniger nützlichkeitsgepanzert erschien, sie fragte, wie ich es wohl dereinst anfangen müsse, um heiraten zu können, wehrte sie entsetzt ab. Es sei noch viel zu früh, um an derlei Dinge zu denken, und Mädchen, die solche Fragen stellten, mangle es an natürlichem Schamgefühl und guter Sitte. Der Vater aber, der gewöhnlich hinter seiner Zeitung wie hinter Glasscheiben saß, hatte diesmal meine Frage gehört und sah auf. „Kümmere du dich um deine Näharbeit und deine Kocherei“, schalt er. „Um deine Heirat werde ich mich kümmern.“ Da erwachte irgendein tief in mir schlummerndes Selbständigkeitsgefühl und ich sagte zu dem gefürchteten Vater, nicht ahnend, daß ich allen Traditionen ins Gesicht schlug: „Aber Vater, ich werde doch heiraten, und nicht Sie.“ Er legte seine Zeitung weg, kam auf mich zu und gab mir für meine Frechheit eine Ohrfeige. Weinend ging ich auf mein Zimmer und hatte Zeit, über die Frage des Heiratens gründlich nachzudenken, denn es

kam niemand, um mir das Abendbrot zu bringen, noch um mich zu trösten. Ich fragte nie mehr.

(Fortsetzung folgt.)

„Auf Schweizer Alpenstraßen“.

So betitelt sich ein reich illustriertes Jahrbuch, das von Dr. H. A. Gurtner, Goldswil, als „offizielle Publikation der Schweizerischen Oberpostdirektion“ eben im 3. Jahrgang erschienen ist. Das außerordentlich präzentable Werk ist in Text und illustrativer Ausstattung eine vorzügliche Propaganda für die lobenswerten Bestrebungen der Oberpostdirektion, die auf Wiederbelebung des Verkehrs auf unseren altberühmten Alpenpässen hinzielen.

Man weiß, daß die Alpenbahnen mit ihren länderverbindenden Tunnels den Paßherrlichkeiten im Wallis, in der Zentralschweiz und in Graubünden ein jähes Ende brachten. Am Simplon, Gotthard, Splügen und Julier wurde es stiller und stiller, und Gras und Moos begannen auf ihrem Steinbett zu wachsen. Die Paßhöpfe und die Gasthöfe, wo vor dem zur Sommerszeit lange Kolonnen von Posten und Fuhrwerken und ganze Säumerkaravannen anhielten und Leben und Verdienst brachten, verödeten zusehens.

Das Blatt hat sich heute wieder gewendet: Die Schweizer Alpenstraßen stehen beim reisenden Publikum wieder in Ansehen und Beliebtheit. Beweis: Die Schweizerische Autopost allein führte im Jahre 1927 in einem regenreichen Sommer auf 33 Linien 332,315 Fahrgäste über die Pässe. Das ist eine Steigerung des Personen-Verkehrs um 68,971 Personen oder 30,8 Prozent gegenüber dem Vorjahr.

Diese Entwicklung zur neuen Blütezeit hat mit dem Aufkommen der Autopafahrten eingesetzt. Die Schweiz. Postverwaltung folgte dem Beispiel des Privatautos und schickte seit 1919 und 1920 ihre gelben „Cars alpins“ in den Wettbewerb um den neueinschenden Alpenstraßenverkehr. Sie konnte